

Zukunftsgestaltung in ländlicher Peripherie

(Beitrag für die Tagung „Kulturen dörflicher Nachbarschaft, Sozialraum und Erinnerung“, HS Neubrandenburg 23. – 25. 6.)¹

Juli Zeh findet für ihren neuen Roman, *Unterleuten*, einen so hintergründigen bzw. doppelsinnigen Titel, der sich (gewollt oder nicht) erst auf der letzten Seite voll und reichlich makaber erschließt. Es ist nämlich nicht nur ein kurioser Ortsname für das Dorf im Norden Brandenburgs, das mit unzähligen Konflikten zwischen neu und alt, Fremdem und Vertrautem ... unaufhaltsam in die Selbstzerstörung schlittert. Da ist zunächst Gerhard, der aus Berlin zugezogene Naturschützer, der im Namen der bedrohten Kampfläufer nahezu jede Baumaßnahme untersagt. Auch die ebenfalls als Berlin Zugezogenen Linda, die eine Villa ergattert hat und alles auf eine neue Reitanlage setzt. Diese Konflikte spitzen sich zu, verweben, verknoten sich vor allem mit denen der Alteingesessenen – etwa zwischen dem alten LPG-Chef, Gombrowski, der nunmehr mit der Genossenschaft Ökologica den verzweifelten Nachwendestart versucht, und seinem immer leer ausgegangenen Arbeiter, Kron, der der neuen Gesellschaft auf den Grund geht. „Niemals würde Kron verstehen, wie die Leute in der Lage waren, mit harter Arbeit kaum ein Existenzminimum zu erreichen und dennoch zu glauben, dass sie in der besten aller Welten lebten. Dass die meisten Unterleutner so zufrieden wirkten, hinterließ ihn fassungslos. Sie waren wie Gombrowskis Kühe, die auch nicht mehr gemolken und geschlachtet, sondern verwaltet wurden. Seit Neuestem trugen die Tiere Transponder um den Hals und trotteten freiwillig von Futtertrog über Melkmaschine zu Massagebürsten, Liegeplätzen und Bolzenschussgerät. So sah sie aus, die schöne neue Welt, die sich auf Dorf und Republik ausgedehnt hatte. Genormt, bespaßt, verwaltet – eine Bürgerherde.“ (S.108)

Kron ist selbst hoffnungslos verstrickt; zur verwalteten Herde gehört soziale Anomie – das Wolfsgesetz. Und schließlich werden alle Konflikte noch überlagert oder zugespitzt von den Drohungen und Versuchungen einer Windkraftanlage. Jede/r versucht sein neues Spiel.

Das Buch endet in der autarken Wasseranlage des Dorfes, dem Stolz und Zeichen eigenständiger Leistung. Gombrowski hatte diesen zum Ort für seine letzte große Tat erkoren: „Er legte die Taschenlampe neben sich, sah auf die Uhr und erbrach ein Lachen, in das der Brunnen bereitwillig einstimmte. ... Gombrowski beugte sich vor, um eine Hand an die Steigleitungen zu legen. Das waren die Arterien, die ihn mit

¹ Nicht korrigiertes Vortrags-MS. – Angaben zu Quellen etc. über den Autor (thomas@biss-online.de).

Unterleuten verbanden. Wenn der Brunnen in gut einer Stunde seine Ruhephase beendet und den Oxidationszyklus abgeschlossen hatte, würde die Pumpe zu arbeiten beginnen. Das Wasser würde durch die Rohe an die Oberfläche steigen, das Vorhaltereservoir auffüllen und von dort aus durch ein verzweigtes System aus Adern in sämtliche Haushalte Unterleutens gelangen. ... Weich glitt die Klinge über den rechten Unterarm. ... Von nun an würde der Brunnen Tag für Tag Gombrowski fördern, sämtliche Körpersäfte und Substanzen in allen Phasen organischer Zersetzung, und Unterleuten würde Gombrowski trinken, essen und sich mit ihm waschen, während die Polizei nach seinem Verbleib fahndete.“ (623f.)

Juli Zeh, die mit dem Brandenburger Land gut Vertraute Zugezogene, Juristin hat so den Verfall eines Dorfes in einen Roman gepackt, überhöht und vielleicht wirklich als Thriller. Im Grunde aber greift sie nur eine durchaus reale Gefahr auf, die angesichts demografischer Trends und vor allem finanzieller Auszehrung, Einsparungsexzessen oder bürokratischer Gängelei Dörfern droht: Sie verlieren jegliche Gestaltungsmacht. „Wenn Kommunen ... aufhören, diesen sozialen Lebensraum bewusst zu gestalten, verliert die betreffende Gemeinschaft das psychoemotionale Band, das ihre Mitglieder zusammenhält. Solche Gesellschaften beginnen dann gewissermaßen von innen heraus zu zerfallen.“ Unterleuten ist ein drastisches Beispiel (ein ganz anderes liefert der Film heute Abend).

Aus einer Transformationsperspektive, also einer Perspektive, die gesellschaftliche Umbrüche und Pfadwechsel untersucht, ist uns/mir der ländliche Raum häufig in den Blick gekommen.² In verschiedener Hinsicht, beginnend mit einer Vielfalt von Raumpionieren (Zukunft erfinden. Kreative Projekte in Ostdeutschland), von sehr unterschiedlichen Projekten sozialer Selbstorganisation. Gerade auch im Osten Deutschlands gab und gibt es viele Beispiele. Oliver Ibert (IRS) spricht diesbezüglich (zweifellos in Anlehnung an Silicon Valley) von einer *Garagensituation*: Der Chance, für wenig Geld einen Raum oder eine Fläche zu bekommen, Gelegenheit zum Experimentieren zu erhalten und noch einen intellektuellen Freiraum zu finden, der nicht so schnell dem Mainstream erliegt.

In jüngster Zeit ist solche (vielleicht auch überzogene) Euphorie einer gewissen Ernüchterung gewichen. Ein für meine Region (EE) wichtiges Sozialunternehmen ist kürzlich in die Insolvenz gegangen, bisher jedenfalls ließen sich die in Deutschland besonders restriktiven rechtlichen Rahmenbedingungen (Freisetzung sog. „passiver Mittel“, Bezahlung Personal ...) nicht anpassen. Das ist *ein* Beispiel; genereller ließe

² Es geht eigentlich um eine Übergangskonstellation, der Unentschiedenheit zwischen Altem und Neuem. Ambivalenz, Offenheit, obskure Gestalten (die „Zeit der Monster“/Gramsci).

sich über EEG-Novellierung und die deutlichen Einschnitte hinsichtlich einer dezentral und in Bürgerhand betriebenen Energiewende reden. Denn gerade mit dieser schien (ohne hier einen vollständigen Abgesang vorzunehmen) ein erhebliches transformatorisches Potenzial gerade auch für ländliche Regionen gegeben.

Es gibt immer noch gute Beispiele, jedoch scheinen Raumpioniere mit ihren Projekten eher zu Ufos zu werden; und kommunale und bürgerschaftliche Akteure (gerade in Brandenburg) klagen über Behinderungen, Restriktionen. Die anstehende Verwaltungsstrukturreform gibt immer wieder Anlass. Statt von einer Garagensituation sollte man vielleicht eher spieltheoretisch von einem *Gefangenendilemma* sprechen: Du kannst eigentlich nur, egal welche Entscheidung du triffst, daneben greifen. Denn es fehlt eben Essentielles – Vertrauen.

In dieser Spanne von Garagensituation und Gefangenendilemma soll sich mein Beitrag bewegen. Letztlich wird es mir darum gehen, eine Perspektive deutlich zu machen, die sich nicht in dieser Dichotomie erschöpft. Es wird sich zeigen, dass es auch auf die Fragestellung ankommt. Nehmen wir die nach den „sterbenden Dörfern“. Vor einigen Wochen waren wir mit der Enquete in ländlichen Regionen Spaniens – eine Bevölkerungsdichte von 11,9 oder 8,9 EW/km², in einzelnen Gebieten von unter zwei Personen. Insofern geht wohl bei uns die Diskussion um sterbende Dörfer am Kern vorbei. Eher ist zu fragen: Was können, müssen wir tun, damit Dörfer, die eben keinesfalls *leer* sind, lebensfähig bleiben, nicht in Abwärtsspiralen gebracht werden? (Spanien: Bei 4 Kindern am Ort eine Schule.)

Ich will versuchen, auf einige Erfahrungen und Beispiele einzugehen. Ausgangspunkt bzw. Bezug sind dabei vor allem Projektarbeiten im Süden Brandenburgs, einem Landkreis (Elbe-Elster), der in jeder Hinsicht als ländlich-peripher zu bezeichnen ist. Ich habe dort über mehr als zehn Jahre eine ganze Anzahl von Projekten gemacht, weil es – angesichts einer nach wie vor eher höchst problematischen Förderlogik – darum ging, Synergien zu finden. Aus Projekten, die sich mit besonderen Problem- und Zielgruppen beschäftigten (mit Langzeitarbeitslosen vor allem, mit Alleinerziehenden, mit KMU unter der Gesichtspunkt sozialer Verantwortung etc.) ging es immer mehr um solche, die die Frage nach Lebensperspektiven in und für die Region in den Mittelpunkt stellten. „Zukunft Elbe-Elster“ (2012/2014) war ein *Suchprojekt* für Projektbeispiele aus den Bereichen Energie, Arbeit und Kultur. Mit einem Dialogprojekt (2015/16) wollten wir aufzeigen, wie ein Leben „jenseits der Kohle“ möglich, selbstverständlich sein kann. Und zur Zeit sind es drei kleinere (vielleicht auch nicht so kleine) Gestaltungsprojekte, auf die ich noch etwas näher

eingehen werde, für die ich hier zudem einige Anregungen erwarte. Auch diese Projekte stehen letztlich in der übergreifenden Frage nach den Chancen regionaler Entwicklung in ländlich-peripheren Regionen. Damit lässt sich meine Leitfrage oder Perspektive so formulieren: Wie lässt sich ein Nachdenken über Zukunft mit Schrumpfung und den dominierenden Trends beschleunigten demografischen Wandels verbinden? Wie entgeht man einem demografischen Fatalismus³ ohne naiv zu sein? Wo aber stecken vielleicht nicht erwartete Stolpersteine?

Reflektiert man nun einige der Erfahrungen aus Projektarbeiten und auch aus regionalen Beobachtungen, so kommt man häufig auf etwas zurück, was ich den „blinden Fleck“ der Transformationsforschung/Transformationsperspektive nennen möchte: deren *Lebensweltvergessenheit*. Damit jedoch bleiben genau die Voraussetzungen, in denen menschliche Aktivitäten wurzeln, un-thematisch.

Sicher muss man dies hier, vor dem Hintergrund der beiden Projekte, nicht näher untersetzen oder diskutieren. Ich finde es aber doch noch einmal erwähnenswert, dass der konservative amerikanische Kultursoziologe Peter L. Berger angesichts des Zusammenbruchs realsozialistischer Staaten das Vorwort zu seinem Buch „Capitalism and Modernity“ genau um einen Blick auf diese Dimension erweitert hat. Er spricht dort von den „strukturellen Höhlen“, mit denen sich unterhalb des Diktatorischen Geschichte wirksam tradiert und so auch wirksam bleibt. Es bleiben wohl im institutionellen Bruch (der im Transformationsmodell zur Transformation an sich stilisiert wurde), so etwa Ilja Srubar, unabgegoltene Ansprüche und Bedürfnisse, die sich – wenn sie nicht respektiert werden – durchaus sehr fremd artikulieren können: Es sind aber eben solche „Transzendenzansprüche“, die sich nicht abweisen lassen und Geschichte nicht irgendwie zu Ende, zum Abschluss bringen (das ist ja hier vielfach Bezugspunkt). Ich will entsprechend mit wenigen Beobachtungen den thematischen Bogen herstellen.

Vor einigen Monaten fanden wieder einmal in der ehemaligen IBA „Fürst-Pückler-Land“ Projektwochen mit Studenten statt. Studenten der Landschaftsarchitektur verschiedener Hochschulen sollten sich mit der umgebrochenen Landschaft beschäftigen und Impulse setzen. Beeindruckt hat mich vor allem eine Studentin, die an der neuen Seepromenade eines Dorfes eine alte Baggerschaufel versteckt und deren „zufälliges Auffinden“ mit großem Hallo medienwirksam in Szene gesetzt hatte. Ihr habt doch, so ihre Botschaft, eine *Vorgeschichte*. Da wollt ihr vielleicht einen Deckel drüber machen, oder Sand. Aber ohne diese Vorgeschichte fehlt dem Dorf

³ Damit werden nicht demografische Analysen und Befunde negiert. Der Diskurs ist aber häufig oberflächlich, ohne nach Ursachen und qualitativen Folgen zu fragen. Damit nimmt man sich gerade jegliche Handlungsmöglichkeiten, verfällt in Skandalisierung.

eine Spannung, die erst zu Beteiligung, Aktivität einladen kann. Das Dorf ist clean, aber nicht lebendig. (Solche schönen, cleanen Dörfer/Städtchen haben wir viele. Oft sind sie zu reinen Schlafräumen geworden. In einer Diskussion letztens: Bürgerhaushalt – die Stadt hatte für die Orte 10.000 EUR bereit gestellt. Zum Abend kamen neben dem Protagonisten zwei Leute – seine Großeltern.) Die Studentin hatte sich an diesem Kontrast gerieben – ganz offensichtlich mit Resonanz.

In einem abschließenden künstlerischen Projekt der genannten IBA hatte ein Theaterregisseur kurz vor Flutung des Tagebauloches auf dessen Grund die Konturen des ehemaligen Ortsteiles nachgezeichnet und Bewohnerinnen und Bewohner von damals eingeladen, sich hier vor ihren Häusern, der Kirche etc. (jedenfalls deren Konturen) Erinnerungen zu erzählen, also Abschied zu nehmen. Bergmannsmusik und Geschichten ... Eine alte Frau bekundete danach: Jetzt könne sie sich für ihren Enkel auf den See, auf die Zukunft freuen. Und die Beteiligten überreichten in einer abschließenden Zeremonie dem Regisseur einen alten DDR-Orden: „Für Verdienste um das Kollektiv“.

Abschied, Erinnerung. So oder so wird etwas aufgedeckt – statt verdeckt oder überspielt –, dass nahe geht und für soziale Aktivität von wesentlicher Bedeutung ist. Im ländlichen Raum gilt das noch viel stärker, weil hier eine der wenigen und knappen Ressourcen zu sehen ist. Zugleich aber eine jener Ressourcen, die so schlecht *zu sehen sind*. Wir hatten in unserem Projekt „Zukunft Elbe-Elster“ diese Erfahrung gemacht: Viele kleine kreative Ansätze oder/und Projekte bleiben im Verborgenen, treten nicht vor die Tür, scheuen die Öffentlichkeit. Oder sie arbeiten unter Codes, die nicht leicht zu entschleiern sind. (Altenau: „Hässliche Heimat“)

Das sind keine Einzelfälle, systematisch bedeutsam wird die Frage auch hinsichtlich von freiwilligem/bürgerschaftlichem Engagement. Wir kennen die Zahlen, die Trends. Bilden sie aber hinreichend tatsächliche Engagementskulturen ab? Stichwort Kirche. Können sie nicht eher blockieren, wenn die alltäglichen Bedingungen „außen vor“ bleiben? (Bsp.: Interviews LAZ) Damit sollen nicht Defizite, Leerstellen geleugnet werden, aber ebenso darf eine höchst sensible Anschlussstelle für Aktivität, für Engagement nicht aus dem Blick geraten. Für die politische Kultur sind solche Stellen vielmehr höchst bedeutsam. Und sie entscheiden vielfach darüber, um welche Art von Gemeinschaft es sich handelt.

Gelingt eine Selbstermächtigung hin zu Teilhabe, Verantwortung? Werden die Leute vor Ort befähigt und hinreichend ausgestattet, um die Dinge selbst in die Hand zu nehmen? (Hier Bsp. der beiden Bürgermeister: ...) Wenn diese nicht gelingt, dann ist wohl der ländliche Raum gegen den Zug fortgehender Modernisierung schwerlich gewappnet. Einfache Antworten sind aber wohl nicht zu finden.

Noch einmal zur Diskussion um sterbende Dörfer bzw. die Zukunft des Dorfes. In einem Bundeswettbewerb zur Dorfentwicklung hieß es zur Begründung auf die Frage nach der Zukunft des Dorfes sinngemäß: „Das Dorf hat schon deshalb Zukunft, weil wir für die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse sind.“

Das ist freilich eher das berühmte Pfeifen im Wald, mit dem das eigene Unvermögen kaschiert wird, Fragen wirklich aufzunehmen. Natürlich ist Gleichwertigkeit im Grundgesetz, auch in Brandenburg Verfassungsgebot und Raumordnungsziel. Eine wirkliche Diskussion ist kaum möglich. Zugleich aber wird mit einem nicht geklärten Hintergrund genau das oben benannte Gefangenendilemma gesetzt: Die Bedingungen sind so, dass einem solchen Anspruch eigentlich nicht mehr so einfach vertraut werden kann. Dennoch bleibt er unhinterfragt Präambel jeder Politik: Wir wollen Gleichwertigkeit und werden deshalb Stärken stärken, wir konzentrieren Entwicklung sternförmig in der Hauptstadtregion, dazwischen setzen wir Freiräume ... Gleichwertigkeit – ja, aber dennoch müsse man verstehen, dass nicht überall gleich gefördert werden kann ... (Nur einige Beispiele)

Mit diesem Prinzip werden häufig Grundvoraussetzungen der Daseinsvorsorge vor allem in Infrastrukturgrößen (Raumausstattung), in Standards und Finanzmaße „gegossen“, die für aktuelle Entwicklungserfordernisse in den genannten Regionen so nicht mehr relevant sind. Dies kann fatale Entscheidungen zur Folge haben. Nehmen wir nur Anforderungen der Bauordnung, das Verhältnis von pflichtigen und freiwilligen Aufgaben etc. Vieles rankt sich zur Zeit in Brandenburg um die neue Landesplanung, um die Verwaltungsstrukturreform etc. Es ist schwierig oder herausfordernd, solche Entwicklungen bzw. Debatten mit Perspektiven auf Selbstverantwortung, die Rolle dörflicher Gemeinschaft zu verbinden, die Sicht auf Eigenes, Eigensinn, Eigenwert zu öffnen (Spanien: ...)

Natürlich ist nicht zu ignorieren, dass die Auseinandersetzung mit solchen Konflikten auch als Scheinargument dient, um mit der Kritik am überholten Anspruch nach „Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse“ zugleich dem ländlich-peripheren Raum eine Lebens- und Entwicklungsperspektive zu beschneiden. Die Formulierungen reichen von „Resterampe“ bis zu „Schlafräumen“, begründet wird so ein drastisches Zurückfahren jeglicher Förderung und gesetzt wird auf eine entsprechende „demografische Rendite“. Oder es werden sehr zugespitzt besondere Selbstverantwortungsräume kreiert, die sich außerhalb von Verpflichtungen zur Daseinsvorsorge befinden: Wer hier lebt weiß, muss wissen, dass er sich nur auf sich selbst verlassen kann. Damit würden dann die Raumpioniere zu Eremiten und die Experimentierräume zu überflüssigen Räumen (sei es für Selbstgenügsame, sei

es für zu Verwahrende), und die Garagen würden zu Stellplätzen ohne Wegeanschluss.

Das Dilemma scheint unvermeidlich. Berlin Institut und IAS haben mit ihrer These, dass ein bisheriger und primär auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichteter Ordnungsrahmen nicht ausreicht, Recht. Vielen ihrer Schlussfolgerungen, die die Zukunft ländlicher Räume vor allem als Freiflächen (z.B. für Windräder etc.) sehen und so eine „ökologische Rendite“ einfahren wollen, ist jedoch schwerlich zuzustimmen. Hier steht die Frage nach dem Ordnungsrahmen. Finden wir einen solchen, der Entwicklung signalisiert? Wenn allerdings auch in einer gut gemeinten Logik einer Bewahrung von Gleichwertigkeit Orte zu Schlafräumen werden (das Beispiel hatte ich genannt) und erforderliche Selbstverantwortung beschnitten wird, dann muss uns das zu mehr führen als nur zu reflexartiger Verteidigung. Lässt sich eine andere Perspektive finden?⁴

Die zentrale Frage ist doch, wie Abwärtsspiralen verhindert und Stabilisierungen erreicht werden können, die *eigene Möglichkeiten* stärken. Deshalb denke ich etwa, dass der Resilienzbezug (trotz einer sehr ausufernden und ambivalenten Debatte) fruchtbar gemacht werden kann für eine zu entwickelnde Transformationsperspektive, für eine Perspektive auch auf ländliche Räume: Es geht um eine *Reorganisation sozialer Zusammenhänge*, die Abwärtsspiralen aufhalten kann. Dafür reichen aber nicht Standards oder Mittelzuweisungen, sondern braucht es kommunale Selbstermächtigung: Gleichwertigkeit steht in einem Gestaltungsanspruch, vor Ort Lebensperspektiven aufzuschließen – und dies kann nur vor Ort gelingen. (Irgendwann in den 1980er stand mal im Eulenspiegel der Spruch: Die können sollen müssen wollen dürfen!)

Die zentrale Herausforderung ist mit einem anderen Herangehen an die, ja mit einem *Paradigmenwechsel* in der Daseinsvorsorge verbunden. Dieser hat unmittelbar wieder mit Resilienz und eben auch mit „Gleichwertigkeit“ zu tun. Es geht um einen anderen Gestaltungsanspruch (Stellenwert der Daseinsvorsorge) und Gestaltungszusammenhang (DV durch wen?).⁵

Auf diese Frage möchte ich abschließend anhand der laufenden Projekte im Süden Brandenburgs und nur skizzenhaft eingehen. Mir geht es eher darum Erfahrungen

⁴ Von einer Perspektive hängt ab, ob sich über Gleichwertigkeit sinnvoll reden lässt (was notwendig wäre), statt in leeren Rechtfertigungsschleifen zu verbleiben.

⁵ Der andere Stellenwert hängt damit zusammen, dass DV nicht „irgendwie“ Wirtschaft folgen kann (Funktionswandel des ländlichen Raumes), sondern einen Eigenwert für Regionalentwicklung erhält. Mit diesem Funktionswandel fallen auch bisherige Gestaltungszusammenhänge – es geht weniger um „Top down“ und mehr um soziale, kulturelle (bürgerschaftliche) Intervention.

deutlich zu machen, denn die Perspektive ist (das auch zu meiner Enttäuschung) so neu nicht.

Es sind drei Projekte, die ich wenigstens nennen will. Eingehen kann ich dann nur auf eineinhalb: Einmal ist es ein Projekt im Rahmen eines Bundeswettbewerbes: Zukunftsstadt Finsterwalde. Dann sind es zwei Entwicklungen, für die wir LEADER-Mittel gewinnen konnten: Die Stärkung einer Rückkehrerinitiative mit dem Ziel des Aufbaus einer Rückkehreragentur. Und die Schaffung einer Verantwortungsgemeinschaft zwischen fünf Ortsteilen (Dörfern) einer Stadt (und der Stadt). Die Ortsteile wollen abgestimmt Entwicklungen gemeinsamer Daseinsvorsorge anschieben, z.B. die gemeinsame und vielfältige Nutzung eines Waldgebietes, oder den Aufbau einer Senta. (Das Projekt ist sicher besonders nah zu hier entwickelten Ansätzen und Ideen. Darüber ließe sich dann später mal reden.)

Als die ersten Meldungen über die erfolgreiche Teilnahme der Stadt Finsterwalde am Wettbewerb Zukunftsstadt durchsickerten, gab es in der lokalen Facebook-Community eher skeptisch-ironische oder schlicht negative Meinungen: „Zukunftsstadt? – Macht eher eine große Mauer drum und hier den größten Knast der Welt!“ ... „Wenn die Zukunft Drogen heißt, dann ist es wohl die Zukunftsstadt!“ „Zukunftsstadt Finsterwalde? Vielleicht Zukunft statt Finsterwalde?“.⁶

Nach unseren eigenen Erfahrungen und so auch Erwartungen war das nicht so überraschend. Hinter der ersten Formulierung stand die Einschätzung, dass Finsterwalde längst sich als Drogenumschlagplatz etabliert hätte. Wir, unser Verein, hatte(n) einen entsprechend Song beigesteuert (interessante Sicht der Ministerin). Und die generelle Skepsis schien mit einem Ranking überein zu stimmen, welches die Bertelsmann-Stiftung für kommunales Handeln ausgestellt hat: Finsterwalde war bei den Kleinstädten mit dem größten Problemdruck aber den geringsten Voraussetzungen, hinreichend eigene Kräfte zu mobilisieren. Die Stadt schien über Jahre blockiert, Entleerung und systematischer Verlust von kulturellem und sozialem Kapital. (Soziale Erosion, qualitative Entleerung – eher zur verwalteten Bürgerherde. Wo Anschlüsse finden?)

Entgegen diesen skeptischen Erwartungen oder auch den Zuschreibungen der Bertelsmann-Stiftung möchte ich den bisherigen Projektverlauf eher als einen überraschenden Erfolg bezeichnen. Nur ein (beiläufiger und doch gerade wichtiger)

⁶ Die Nachbarstadt von Finsterwalde heißt Sonnewalde. Und zwischen Finsterwalde und Sonnewalde liegt Münchhausen. Das alles kann Fantasie produktiv anregen.

Ausdruck dafür: Die angeführte Facebook-Community postet Nachrichten nunmehr ausdrücklich mit dem Logo „Zukunftsstadt“. Und aus der Community kommen Gestaltungsvorschläge. „Irgendwie“ konnte das Steuer herum gerissen werden.

Der Schlüssel liegt wohl darin, dass wir Vision und Projektüberlegungen für eine Zukunftsstadt mit einer Perspektive verbinden konnten, die für einen Großteil der Einwohner nachvollziehbar ist, weil sie lokale Identität und Stärke in den Mittelpunkt stellt. Zugleich war dies mit dem symbolische Slogan „Finsterwalde rückt zusammen“ vermittelbar. Es war so etwas wie „ja, das können, das wollen wir!“

Viele der Einwohner hatten/haben sich „eingefunden“, zu so etwas wie einem Selbstbewusstsein aus Eigensinn. Eine relativ starke, wache alternative Jugend (vielleicht nicht ganz ohne Drogen, aber nicht vernebelt), das städtische Kleinbürgertum einer Straße im Zentrum, eine anerkannte und offensive Stadtpolitik, einzelne nicht unwichtige Unternehmen ...

Mit nichts sind wir besonders originell – die Stadt als „familienfreundlich“, als „naturverbunden“ –, und dennoch steht dahinter ein nicht zu unterschätzender Perspektivenwechsel: Weg von der Vorstellung, man würde vielleicht irgendwie wieder „wirtschaftlich aufschließen“, die alte „Industriestadt“ werden. Und dieser Bruch eben nicht als weiteren Abstieg und als Ausgrenzung, sondern als Chance zu einer tragfähigen Umorientierung. (Nicht einfach als subjektive Entlastungsstrategie, sondern als transformatorische Öffnung von Resilienz.)

Dafür sind dann einige Inszenierungen entwickelt und durchgeführt worden, z.B. Klangpfade durch die Stadt – und dann ein Blick voraus: In zwanzig Jahren wird das Projekt gemeinsam mit einer Kita auf einem Wochenmarkt in Pretoria umgesetzt ... Ich finde, dass zwei Projektüberlegungen in dieser Hinsicht ganz besondere Akzente setzen. Das ist einmal die von einem „öffentlichen Gewächshaus“. Und das ist dann etwa die „Smart City – familienfreundlich“.⁷

Aufzeigen lassen sich Konsequenzen für eine zukunftssträchtige Ausrichtung der Daseinsvorsorge, es wären also auch gute Argumente für Schwerpunktsetzungen, für tragfähige Differenzierungen. (Wir können das „Anker“ nennen, „Soziale Orte“, „Funktionsschwerpunkte“ – es sind Ansatzpunkte, um tatsächlich einen Zugang zu sozialer Vielfalt zu finden, die sich auf Gleichwertigkeit beziehen lässt. ...)

Das geht noch einen Schritt weiter und überschneidet sich hier mit dem angeführten zweiten Projekt. Wir hatten schon länger mit Rückkehrerinnen und Rückkehrern zu tun. Bei einer Zukunftsspinnerei in der Cocktailbar bin ich von Rückkehrerinnen

⁷ Öffentliches Gewächshaus – eine Brache „besetzen“, urban gardening als Ort für Begegnungen. Die Stadtwerke mit ihrem hervorragenden Internet stimulieren eben diesen Weg in einer Smart City eigener Art.

gleichsam überwältigt worden. Sie waren noch nicht so recht dabei beim Projekt „Zukunftsstadt“ – sie hatten aber das Selbstbewusstsein: Das sind doch wir! Frauen, zwischen Ende 20 und Ende 30, die ersichtlich dabei waren bzw. sind, diese Stadt etwas „aufzumischen“. Mittlerweile haben wir einen „Link“, hat sich ein Rückkehrerinnen-Netzwerk auch des Themas angenommen, wir experimentieren mit Co-working, und am 30 Juni soll ein Pop-up-Store eröffnet werden.

Eine der Rückkehrerinnen betreibt eine Suppenbar in der Stadt, mit veganem Schwerpunkt. Vielleicht gelingt in der Tat eine „Sängerstadt-Suppe“, die dort angeboten wird – mit Zutaten aus dem Öffentlichen Gewächshaus, den Nudeln (als Notenschlüssel) aus einem regionalen Backbetrieb. Und beim Sängerstadtrundgang halten Touristen genau dort immer an ...

Das ist eine der am Abend geborenen Spinnereien, vielleicht wird es. Dahinter aber steckt mehr: Es geht nicht um eine sehr große Gruppe von Rückkehrerinnen (partiell auch Zuzüglerinnen), aber es geht um ein beachtliches kulturelles, soziales und z.T. auch wirtschaftlich wirksames Potenzial, welches Stadtentwicklung wirkungsvoll beeinflussen kann – und eben genau in der benannten Richtung. Denn hier treffen Erfahrungen, Erwartungen und Orientierungen zusammen.

Eine Sanitätshaus (12 R.) hat sein Mittagsangebot verändert – es gibt nunmehr auch vegetarisches Essen. In einem modernen Computerunternehmen (einer Nachbargemeinde, die wir jüngst besucht haben), sind 10 R. eingestellt. Mit diesen wird Schule unverzichtbar, sie machen Druck auf soziale Infrastruktur etc. Die Unternehmerinnen in Finsterwalde sind häufig selbständig, haben kleine Geschäfte, Gewerbe, praktizieren ein emanzipiertes Frauenbild und bringen eben einige neue soziale, kulturelle Orientierungen in den Stadtraum ...

Konflikte mit einer vielfach bürokratisch institutionalisierten Verwaltung brechen immer wieder auf, natürlich auch einige Vorbehalte seitens der Da- oder Hiergebliebenen. Zugleich aber gibt es Übergänge, denn mit den Rückkehrerinnen werden wieder einige der unabgegoltenen Ansprüche („Transzendenzansprüche“) sichtbar gemacht, in einem größeren Kreis anschlussfähig: es ist doch was hier, was wertvoll ist – wir wissen das!. Zukunft hier.

Das ist kein Grund zur Idealisierung, aber eine nicht unwichtige Blicköffnung. Interessantweise kommt in dem Buch von Juli Zeh diese soziale Gruppe nicht vor (nur als Einzelpersonen, die sich ins familiäre Drama einfügen). Einige der Konflikte wären dann wohl anders verlaufen. In jedem Fall geht es um solche qualitativen Charakteristika, die zu leicht von Standards, Betrachtungen von oben oder formalen Kriterien überdeckt werden. Ansätze lassen sich aufzeigen. Die Zeit allerdings ist durchaus knapp.

Kein Grund zu leichtfertigem Optimismus ... Nach unserer Spanienreise (und angesichts der aufgeführten Zahlen) hatten wir uns dazu bekannt: Es ist noch nicht zu spät, wir müssen aber jetzt anfangen! In der Tat, Zeit spielt eine Rolle.

Der Architekturkritiker Wolfgang Kil bringt das in einem kleinen Essay über die Uckermark zur Begegnung zwischen Einheimischen und Fremden folgendermaßen auf den Punkt:

„Aus der Verwebung von städtischen und ländlichen ‚Lebensformen‘ erwarten optimistische Sozialforscher dringend überfällige Impulse zur Stabilisierung des ländlichen Raumes. Währenddessen haben knallhart rechnende Pragmatiker sämtliche Böden – die einzige materiell produktive Ressource der Uckermark – für Windfelder und Silomaisplantagen unter sich aufgeteilt.“ Als Ergänzung könnte man noch sagen: oder für spekulative Zwecke – das aber macht es nicht besser.

Nachtrag: Als ich in der Zukunftswoche ausgewählt wurde, das Gespräch mit der Seniorenvertretung zu führen, kam auch hier der Wunsch nach Einbeziehung. Befragte Schüler hatten erstaunlicher Weise sehr häufig ihre Zukunftsvorstellung mit Verantwortung für die Älteren verbunden.⁸ Die Alten nun überlegen ernsthaft, eine Seniorengenossenschaft zu gründen. Eine entsprechende Handlungsanleitung haben sie sich schon aus Bayern besorgt.

⁸ Häuser mit Aufzügen; ein Café für die Jugendlichen mit Lesecke für Oma und Opa ...